

## G ü n t h e r.

Christian Günthers Gedichte sind heute so unbekannt, wie sie es fast verdienen. Seine dichterische Persönlichkeit, die aus seinen Gedichten wie aus einer Menge Schutt herauszu-graben ist, hat Goethe erkannt und gewürdigt, dessen so warmes, wie scharfes und bestimmtes Urtheil ihm eine hervorragende Stellung in der Geschichte unserer Litteratur endgiltig gesichert hat. Gervinus hat ganz anders über dies untaugliche Subjekt, wie er Günther nennt, geurtheilt, und Goethe behandelt, als kenne er Günther nur vom Hörensagen. Dies Urtheil von vorne herein zu überhören sind wir Goethe schuldig — und auch Gervinus, obwohl wir seinem großen Namen durch den zunächst sich aufdrängenden Zweifel an seiner Vertraulichkeit mit Goethes Urtheil über Günther gewiß weniger zu nahe treten würden, als er Goethe zu nahe getreten ist.

Günther stand in seiner Zeit allein; denn er war ein echter Dichter der Empfindung und Phantasie, dabei durch volle und gesunde Sinnlichkeit von vorne herein gegen die Auswüchse beider gesichert, die sechzig Jahre später so reichlich wucherten, und festgehalten in den Schranken der Wahrheit und Natur. Daher erkennt sich Goethe selbst oder wenigstens die erste Grundlage seiner eigenen Dichternatur in ihm wieder und reicht ihm über Jahre und Namen, die beide trennten, hinaus die Hand, nennt ihn einen Poeten im vollen Sinne des Wortes und rühmt ihm nach, daß er alles befaß, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen und zwar in dem gemeinen, wirklichen Leben. Aber Goethe schließt mit dem strengen Verdikt: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Die Klarheit dieses Urtheils ist nicht bloß dazu da, Günthers Wert und Unwert zu beleuchten, sondern einen unzweifelhaft in dem Urtheil enthaltenen Vergleich mit Goethe selbst, wenn auch nur im großen Umriß, erschöpfend abzu-schließen; ihn auszuführen ist die Litteraturgeschichte durch Goethes Andeutungen aufgefordert, die Uebereinstimmung zwischen beiden und etwaige Spuren eines Einflusses auf Goethe müssen Günther zu gut kommen und können Goethe nicht schaden, der Gegensatz aber wird so umfassend und deutlich, wie schwerlich ein anderer Vergleich, zeigen, was Goethe der ihm so eigenen Kraft, sich zu zähmen, verdankt, und welche ungeheure Kluft zwischen zwei im Ubrigen so verwandten Naturen durch diese Kraft, die den höchsten Besitz des einen und den schwersten Mangel des andern bezeichnet, sich auf-thut. Der Anlage nach ist niemand so würdig mit Goethe verglichen zu werden wie Günther, dem Resultat nach kommt bei diesem Vergleich niemand so schlecht weg wie er; eben deshalb ist dieser Vergleich auch für das Verständnis Goethes von großem Wert. Wo Goethe, was er andern ver-dankt, vom eigenen Verdienste scheidet, nimmt er für sich selbst nichts in Anspruch als die Energie des reinen großen Willens. Den Zusammenhang seiner Größe mit dieser von ihm selbst gewiesenen Quelle im weitesten Umfange zu erkennen, ist ein Vergleich mit Günther von typischer Bedeutung. Einen Dichter von gleicher Beanlage, der so ganz bei der sinnlichen Empfindung stehen gelieben wäre wie Günther, haben wir nicht mehr. Außerdem haben ja alle späteren, die etwa heranzu-ziehen wären, von Goethe gelernt.

Ein Poet im vollen Sinne des Wortes ist dadurch noch kein großer Dichter; ja, nicht alle großen Dichter waren Poeten im vollen Sinne des Wortes. Wir haben manche Poeten im vollen Sinne des Wortes — wenige große Dichter — aber nur einen Poeten im vollen Sinne des Wortes, der auch ein großer Dichter war, — weil er ein großer Mensch war. —

Wie überall dient auch in der Charakteristik Günthers die lässige Anmut und Schönheit von Goethes Sprache zur Umkleidung eines höchst soliden Gerüstes von martiger Begriffstrengte; die Aufzählung von Günthers Dichtergaben beginnt er mit derjenigen, welche die erste und not-wendigste Bedingung jenes hohen Titels ausmacht: er nennt ihn „begabt mit Sinnlichkeit“. Nur durch die Sinnlichkeit strömt der Reichtum des umgebenden Daseins in die Empfindung und Phan-tasie des Dichters ein, erwärmt und belebt sie und hält sie zugleich in den Schranken der Wahrheit und Natur, und Wärme, Lebendigkeit und Wahrheit der Empfindung und Phantasie machen den Dichter im vollen Sinne des Wortes. Aber je größer diese aus der Sinnlichkeit fließende Fülle ist, um so mehr bedarf es der Energie des ureigenen, von der Sinnlichkeit ganz unabhängigen Da-seins, um die Fülle der Sinnlichkeit zusammenzufassen und zur Höhe zu zwingen; ohne diese Energie

zerfließt sie, und das ist Günthers Fall, der aus Mangel derselben vom großen Dichter so weit entfernt ist, wie vielleicht keiner unserer Poeten im vollen Sinne des Wortes.

Wir werden erkennen, daß Goethe auf seinen eigenen Pfaden Günthers Spuren gefunden, daß diese sich aber bald verloren, weil das Größte an Goethes Größe als Mensch und Dichter Günther abging: die Selbstbeherrschung, die Behauptung des Ich in seiner Reinheit und Selbstständigkeit einer unendlichen Fülle der Sinnlichkeit gegenüber.

Je trouve dans cette maxime  
tous les préceptes réunis  
tout ce que je sens, je l'exprime  
ne sens-je plus rien, je finis.

Kürzer als in diesen Zeilen des de la Motte, die er einem Gedichte als Motto voranstellt, konnte Günther den Werth seiner Dichtung und — unbewußt — ihren Mangel nicht aussprechen. Sein ganzes Dichten entsprang der Empfindung des sinnlich gegenwärtigen Zustandes seiner Person, es ist sein Leben. Von frühester Jugend an haben sich die Mäusen zu ihm gesellt und ihn nie verlassen. Alle Zustände seines Gefühls finden Ausdruck in seinen Gedichten: reiner und unreiner Lebensgenuß, Wehmut über dahinschwindendes Glück, zurückblickende Sehnsucht, Abwehr des Unglücks durch Entsagung und Selbstzufriedenheit, Reue, Verzweiflung, der Jammer des bittersten Glendes und schmutzigster Armut; bis zum letzten Hauche seines unendlich traurigen Lebensendes konnte er alles sagen, was er litt. So ist auch er sich der Dichtergabe bewußt, als der eigensten unverlierbaren, nie versagenden Kraft seines Lebens, die ihn beglückt und tröstet in jeder Lage:

Ihr (Mäusen) habt mich von Geburt umfangen  
Gesäugt, geführt, geschützt, ernährt  
Und, wenn mir Freund' und Trost entgangen  
Dem Herzen allen Gram verwehrt. —

Ein Vager an den grünen Flüssen  
Ergötzt mich in gelehrter Ruh,  
Hier kann ich alle Noth verfluchen,  
Hier richtet niemand, was ich thu.  
Hier spiel ich zwischen Lust und Bäumen,  
So oft die Sonne kommt und weicht,  
Und ehre die in meinen Reimen,  
Der nichts an Treu und Schönheit gleicht.

Sie ist das teuerste Gut seines Lebens:

Du weiß' und ewiges Erbarmen,  
Das überschwänglich ist und thut

Erhalt mir Weisheit, Kunst und Dichten

Wie seine Empfindungen Quelle und Gegenstand seiner Dichtung sind, so ist ihre Sprache die schlichte, innige, ursprüngliche Sprache der Wahrheit, die, wenn auch nicht frei von Pedanterie und steifer, umständlicher Breite, doch jeder Anforderung des Metrums und des Reims gegenüber natürlich und ungesucht bleibt. Für jeden Zustand seiner so schwankenden und wechselreichen Stimmung steht ihm der überzeugende Ausdruck zu Gebote. So ist sein Dichten zum vollkommenen Spiegel seines Lebens geworden, der Mensch offenbart sich im Dichter; aber dieses Leben und dieser Mensch sind „gemein“ und „wirklich“, in den Reizungen und Bedürfnissen der sinnlichen Natur und in den sie begleitenden Freuden und Schmerzen sich ganz erschöpfend. Der aus dieser reichen Natur überall emporprießende Geist vermag sich ihrem mütterlichen Schoße nie ganz zu entwenden, nie die ihm bestimmte Freiheit und Herrschaft anzutreten. In dieser Gebundenheit an die sinnliche Natur sind das traurige Geschick seines Lebens und die Schranken seiner Dichtung begründet. „Er wußte

sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten.“ — Weil die Thätigkeit seines Geistes nie frei war von dem sinnlich gegenwärtigen Zustande seiner Person, findet sich unter all seinen Gedichten — ein Fall der bei einem so außerordentlich fruchtbaren Dichter vielleicht einzig dasteht, — keines, das einem freien geistigen Interesse seinen Ursprung verdankt: Seine reiche Kenntnis des Altertums, der Geschichte und Natur, — Goethe nennt ihn kurz „vielfach unterrichtet“ — die fruchtbarste und schärfste Beobachtung des Menschenlebens erfüllen seine Phantasie mit einem erstaunlichen Reichtum an Bildern, die aber nur dem Ausdruck des gegenwärtigen Zustandes seiner sinnlichen Persönlichkeit zu dienen bestimmt sind. Wohl zeigt sich z. B. in der Ode auf den Frieden zu Passarowitz hohe Meisterchaft in der Zeichnung fremder Zustände, aber die wenigen Stellen dieser Art verschwinden in der breiten Masse leeren rhetorischen Schwulstes und zeigen nur, was Günther hätte sein können, wenn er seiner Empfindung Herr gewesen wäre und aus diesem üppigen Boden seiner Dichternatur höhere Kräfte emporzutreiben vermocht hätte. Er konnte in dieser Ode seinem Grundsatz: ne sens-je plus rien, je finis nicht treu bleiben, mußte mehr schreiben, als ihm sinnlich nahe ging, und damit verließ ihn der beste Teil seiner Kraft. Wo seinem augenblicklichen Zustande ferne Bilder durch die sehnsüchtige Erinnerung seinem Herzen nahe gerückt werden — in den Liedern auf entschwundenes Glück des Kindes und des Jünglings — wird die Klarheit der Anschauung und Darstellung von der Wärme des Gefühls getragen und von Anfang bis zu Ende aufrecht erhalten. Innig, schlicht und wahr, von einer Leichtigkeit und Anmut der Sprache, die uns größtenteils vergessen läßt, daß er lange vor dem Aufschwung unserer Litteratur dichtete, sind diese Lieder die schönsten Gaben seiner Muse. Dem persönlichen Interesse sind sie entsprungen, aber durch die zeitliche Ferne ist ihr Gegenstand in einen Abstand gerückt, der dem Dichter mehr geistige Freiheit verstattete, als in den glühenderen Liedern augenblicklicher Leidenschaft sich offenbart. Die Thätigkeit des vom Sinneninteresse freien Geistes, die auch dem echten Gelegenheitsgedichte erst den Wert und die Wirkung eines Kunstwerkes verleihen muß, fehlt auch ihnen. Unstillbarer Sehnsucht und hoffnungsloser Resignation entsprungen, rühren und bewegen diese Lieder mit der ganzen Macht der Wahrheit; die eigentliche Aufgabe eines jeden Kunstwerkes, die Befreiung des Geistes von jeder trüben Erdenstimmung, erfüllen auch sie nicht. Mit dem Reich der reinen Formen hat Günthers Dichtung nichts zu schaffen. Weil sie nur reine Gelegenheitsdichtung ist, ist sie auch von der erdigen Schwere des Lebens und der Wirklichkeit nicht frei. Keines seiner Gedichte ist ein Kunstwerk. Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Komposition fehlt selbst den Liedern. In regellosen Wogen flutet Stimmung und Empfindung durch sie dahin und findet Grenze und Maß nicht an der Fassung des Geistes, sondern in der eigenen Ermattung. Wirkames und Bedeutungsvolles steht neben Breitem und Flachem, wie in einer ungehemmt sich ausbreitenden Flut Tiefes und Leichtes aneinanderstößt. — So zerrinnt Günthers Dichten nicht nur im Ganzen wie sein Leben, sondern auch in allen einzelnen Produktionen. In herrlichen Bildern, in leichtem Scherz wie in heißendem Wit, in vollkommener Herrschaft über Metrum und Reim leuchtet der Geist überall heraus; ein Ganzes formt, trägt und beherrscht er nie. — Diese völlige Gebundenheit an Leben und Wirklichkeit, die die Kraft und Schwäche von Günthers Poesie ist, macht seine Lieder oft zu strophisch gebauten Episteln an die Geliebte und verleiht ihm besondere Stärke in der eigentlichen elegischen Epistel. Einem bestimmten Anlaß entsprungen und bestimmtem Zwecke geweiht, verträgt die Epistel nicht nur den stofflichen und erdigen Gehalt, der das Lied beschwert, sondern gewinnt durch ihn an individueller Kraft und Wirkung.

Ich lasse hier eine Reihe von Strophen aus Günthers Dichtungen folgen ohne den Anspruch, gerade das Bedeutendste getroffen zu haben; die Auswahl ließe sich leicht durch Gleichwertiges aus der sehr großen Zahl erhaltener Gedichte vielfach vermehren; Einiges ist auch nur wegen augenscheinlicher Uebereinstimmung mit Goethe aufgenommen:

Aus einer Abschiedscantate.

Der Abschied ist genommen,  
Doch nicht in Ewigkeit,  
Doch nur auf kurze Zeit,  
Doch nur auf's Wiederkommen.

An Slavien.

1. Nun warte Flavia, das will ich Dir gedenken!  
Du kennst den schmerzlichen Verdruß,  
Wenn Lieb' und Sehnsucht warten muß,  
Und kannst mich so empfindlich tranken;

2. Du nennst mir Zeit und Ort, Du schwurst  
mir gleich zu kommen,  
Ich lausch', ich zähl', ich hoff' und fleh',  
Das Mondlicht hat, soviel ich seh',  
Fast um ein Viertel zugenommen.  
Es täuscht mich Schatten, Hahn und Wind,  
Ich mein', ich seh' Dein Bild, so sind es  
nur Gedanken,  
Und regt sich was um Strauch und Planke,  
So schleich' und zisch ich nur: Ach! Kommt  
Du? Komm mein Kind!

3. Die Nacht ist Niemand's Freund; sie ist  
vielleicht erschrocken.  
— Verliebte sieht kein Blendwerk an!  
Die Mutter ist nicht Schuld daran,  
Denn jeso ruh'n Gestrick und Roden.  
Wie? Wenn das Mädchen untreu wär?  
Dies kenn ich auch zu gut, es thut mir nichts  
zum Pöffen;  
So geh' und mach' ich tausend Glossen  
Und sinne, doch umsonst, mit Unruh' hin  
und her. u. s. w.

Auf Leonoren.

3. Ihrer Kleider nette Schwärze  
Zeigt mir ein vergnügtes Licht,  
Welches wie des Mondes Kerze  
Zärtlich aus den Wolken bricht  
Und der Hoffnung, die sie liebt,  
Einfluß und Ergezung giebt.  
4. Selbst die Schönheit von Gemüte  
Bricht durch Blick und Antlitz vor,  
Und der Reden Geist und Güte  
Kizelt oft ein lauschend Ohr;  
Daß mich auch das Zusehn schmerzt,  
Wenn sie mit Gespielen scherzt.

Zu einer Abendmusik.

1. Befördert ihr gelinden Saiten  
Den sanften Schlummer süßer Ruh!  
Rhodante legt die müden Glieder,  
Der Arm wird schwach, das Haupt sinkt nieder  
Und schlägt die holden Augen zu.  
2. Ihr angenehmen Nachtbetrüger,  
Ihr süßen Träume schleicht herein!  
Und suchet wie Bienen jungen Rosen  
Der schönsten Seele liebzutosen,  
Und nehmt so Herz als Lager ein.

4. Der Himmel wacht mit tausend Augen,  
Doch nicht so gut als meine Trenn,  
Die wacht und läßt sich nichts ermüden,  
Bis daß sich Leib und Geist geschieden,  
Und trägt dein liebstes Conterfey.

6. Schlaf' bis der Morgenröte Flügel  
Der Welt die Farben wiederbringt.  
Die Eintracht mein und Deiner Flammen  
Stimmt mit dem Glücke so zusammen,  
Als jetzt mein Abendopfer klingt.

Als Leonore sich endlich zum Lieben  
bewegen ließ.

1. Leonore ließ ihr Herze  
Nicht länger unempfindlich sein,  
Sie räumt' es nach so langem Schmerze  
Dem wohlbekannten Dichter ein  
Und ließ ihn unter Schwur und Küßen  
Den Anfang ihrer Neigung wissen.

2. Sie nahm ihn in die treuen Armen  
Und sprach bei zärtlicher Gewalt:  
Hat ja der Himmel ein Erbarmen,  
So gönnt er mir den Aufenthalt,  
Bis daß ich in dem sanften Grabe  
Das Ziel der Angst erlanget habe.

3. Drauf schwieg sie mit verwandten Blicken  
Und strich des Dichters Angesicht,  
Ergezt ihn durch ein Händedrücken  
Und sprach von Neuem: Ach mein Licht!  
Ach! Wird auch dieses mein Verbinden  
Dein Herz beständig treu erfinden?  
u. s. w.

Zu einer Idylle, in welcher der Dichter  
Selimor (Günther) seinen Liebesgram in  
die Einsamkeit des Waldes trägt, redet er  
die Nachtigallen an:

Ihr kleinen Schwäger habt gut lachen,  
Ihr liebt und könnt' Euch glücklich machen,  
Ihr scherzt und buhlt mit wem ihr wollt  
Und braucht doch weder Schmach noch Gold;  
Die Mode wehrt Euch keine Freude,  
Ihr dürst vor keiner Thüre stehn.  
D' stecktet ihr in meinem Kleide,  
Das Singen sollt' Euch wohl vergeh'n.

Gegen das Ende heißt es:

Hier schwieg der müde Selimor,  
Zerlegte sein benetztes Mohr

Und wollte gleich den Rückweg suchen;  
Und weil er noch zwei glatte Buchen  
Für seinen Schmerz bequem befand,  
So schnitt er mit geübter Hand  
Ein traurig Denkmal in die Rinden:  
O Himmel laß in dieser Schrift  
Manch' treues Aug' Ergezung finden  
Und schone, wenn dein Blicke diese Gegend  
trifft!

Auf der Abreise von Dresden in sein  
geliebtes Schlesien.

1. Kommt, tröstet mich ihr alten Tage  
Und laßt Euch einmal wiedersehn,  
Sonst muß ich bei so scharfer Plage  
Den Tod um Hülf' und Rettung flehn.  
Ihr martert mein bedrängtes Herze,  
Ihr seid es, was mein Leid verstärkt;  
Denn wüßt' ich nichts von Eurem Schmerze,  
So hätt' ich kaum die Not gemerkt.
3. Dort saß ich noch im Rosengarten,  
Dort wünscht' ich nichts als Ewigkeit  
Der süßen Arbeit abzuwarten,  
Mit der mich Lehnchens Gunst erfreut.  
Dort spielt ich mit dem lieben Kinde  
Früh, Mittags, Abends, durch die Nacht,  
Und hielt den Augenblick für Sünde,  
Den ich und sie getrennt vollbracht.
5. Wieviel vergnügt' und gute Lieder  
Gerieten mir an ihrer Hand,  
Ich ging die Weistris auf und nieder,  
Bis daß ich sie am Ufer fand.  
Hier scherzten wir in allem Wetter  
Oft, eh der Tag die Wolken brach,  
Und rauschten dann die Erlenblätter,  
So ahmten uns're Küsse nach.
9. Du aber, seliges Gefilde,  
Sei hundert — tausendmal begrüßt!  
Nun seh' ich, wie gerecht und milde  
Des Himmels weiße Führung ist;  
Nunmehr erfahr ich dessen Freude,  
Der dort den Rauch von Jthaha  
Nach glücklich überstandnem Leide,  
Wie ich mein Striegau, wiederjah.
10. Du weiß' und ewiges Erbarmen!  
Das überschwänglich ist und thut,  
Vergnüge mich in Lehnchens Armen  
Und schenk' uns nur ein kleines Gut;  
Erhalt mir Weisheit, Kunst und Dichten  
Und laß mich, wenn mein Körper fällt,

Kein blind und giftig Urtheil richten,  
So neid' ich Keinen auf der Welt.

Als er 1719 wieder nach Schweidnitz kam.

1. Du ehemals liebster Ort der treuen Leonore!  
Wie zärtlich rührt mich nicht der Anblick  
Deiner Thore,  
Wodurch ich damals oft an ihrer Hand  
spaziert!  
Dort merk' ich schon den Raum, worauf  
wir uns versprochen,  
Dort blickt der Altan vor, auf dem wir  
sechzig Wochen  
Die Wächter hinters Licht geführt.
2. Seid tausendmal begrüßt, ihr Felder, Sträuch'  
und Bäume!  
Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr  
so viel Keime,  
So manches Lied gehört, so manchen Kuß  
gegeh'n.  
Besinnt Euch auf die Lust der heitern  
Sommernächte!  
Was meint ihr, wenn mein Wunsch nur  
eine wiederbrächte,  
Das wird wohl nimmermehr gescheh'n.
3. Wo find' ich aber nun mein Allerliebstes  
wieder?  
Berrät' mir gar kein Gras das Lager ihrer  
Glieder?  
Ich spüre keinen Schritt, die Sommerstüb'  
ist leer.  
Wie traurig scheinst du mir, du nicht mehr  
schöner Garten!  
Du hast ja zween gehabt, was soll ich einsam  
warten?  
Ach stell' auch beide wieder her!  
u. s. w.

An seine Leonore, die immergrünende  
Hoffnung

1. Stürmt, reißt und rast, ihr Unglückswinde,  
Zeigt eure ganze Tyrannei!  
Verdreht, zerschlist so Zweig als Rinde  
Und brecht den Hoffnungsbaum entzwei!  
Dies Hagelwetter  
Trifft Stamm und Blätter,  
Die Wurzel bleibt,  
Bis Sturm und Regen  
Ihr Wüthen legen,  
Daß sie von Neuem grünt und Äste treibt.

2. Mein Herz giebt keinem Diamanten,  
Mein Geist den Eichen wenig nach;  
Wenn Erd' und Himmel mich verbannten,  
So trotz ich doch dem Ungemach.  
Schlagt hüttere Feinde,  
Weicht falsche Freunde!  
Mein Heldenmuth ist nicht zu dämpfen,  
Drum will ich kämpfen  
Und sehn, was die Geduld für Wunder thut.
3. Die Liebe schenkt aus güldnen Schalen  
Mir einen Wein zur Tapferkeit.  
Sie spricht mir guten Sold zu zahlen  
Und schiebt mich in den Unglücksstreit.  
Hier will ich kriegen,  
Hier will ich siegen;  
Ein grünes Feld  
Dient meinem Schilde  
zum Wappenbilde,  
Bei dem ein Palmenbaum zwei Anker hält.  
u. f. w.

An Leonore.

1. Gedenk an mich und sei zufrieden  
Mit dem, was Glück und Zeit bescheert!  
Wir werden noch einmal geschieden  
Und scheinen solcher Prüfung wert.  
Die wahre Treu erinnert Dich,  
Halt an, halt aus und denk an mich!
2. Gedenke der vergangnen Tage!  
Wie manches Kreuz, wie manche List,  
Wie manche Lust, wie manche Plage  
Bereits damit vergangen ist!  
Gedenk an Altan, Hof und Herd,  
Wobei sich Dir mein Herz erklärt.
3. Gedenk an unser Abschiednehmen,  
Insonders an die letzte Nacht,  
In der wir mit Gebet und Grämen  
Die kurzen Stunden hingebracht'  
Gedenk' auch an den treuen Schwur,  
Der dort aus Deinen Lippen fuhr!
4. Gedenk an mich an jedem Morgen  
Und wenn die Sonne täglich weicht!  
Gedenk an mich bei Fleiß und Sorgen,  
Mein Bildnis macht sie süß und leicht!  
Verlegt Dich auch der Mißgunst Stich,  
Der beste Trost: Gedenk an mich.
6. Gedenk auch an mein heut'g Küßten,  
Es giebt der Hoffnung frische Kraft,  
Es wird Dein Warten trösten müssen,

Es nährt die alte Leidenschaft!  
Doch denk' auch endlich, liebst Du mich,  
Allzeit und überall an Dich. —

1. Ich nehm in Brust und Armen  
Den schweren Abschiedstuf;  
Der Himmel hat Erbarmen,  
Indem er trennen muß.  
Ich küsse, wein' und liebe,  
Mein treues Vorchon spricht:  
Sie habe gleiche Triebe!  
Wie aber? Weint sie nicht!

(Leonorens Antwort!)

2. Du suchest ja Dein Glück,  
Das hier wohl nicht mehr blüht,  
Ich hasse das Geschick,  
Das uns von jammern zieht  
Ach sähst Du meine Schmerzen,  
Ich schweige, werthes Licht!  
Ich liebe Dich von Herzen,  
Und darum wein' ich nicht!

An Leonore.

1. Bist Du noch die Leonore,  
Der so manch' verliebter Schwur  
(Sinne nach, bei welchem Thore!)  
Unter Kuß und Schmerz entfuhr,  
Ach, so nimm die stummen Lieder  
Eben noch mit dieser Hand,  
Die mir ehemals Herz und Glieder  
Mit der stärksten Reizung band.  
u. f. w.

An Leonore. (Bei der Trennung, als sie im Begriffe war, einem anderen Manne die Hand zu reichen).

1. Will ich Dich doch gerne meiden,  
Gieb mir nur noch einen Kuß,  
Oh' ich sonst das Letzte leiden  
Und den Ring zerbrechen muß!  
Fühle doch die starken Triebe  
Und des Herzens bange Qual!  
Also bitter schmeckt der Liebe  
So ein schönes Henkermahl.
3. Sieh, die Tropfen an den Birken  
Thun Dir selbst ihr Mitleid kund;  
Weil verliebte Thränen wirken,  
Weinen sie um unsern Bund.

Diese zährenvollen Rinden  
Rigt die Unschuld und mein Flehn,  
Denn sie haben dem Verbinden  
Und der Trennung zugeh'n.

5. In den Wäldern will ich irren,  
Vor den Menschen will ich flieh'n,  
Mit verwaisten Tauben girren,  
Mit verschrecktem Wilde zieh'n,  
Bis der Gram mein Leben raube,  
Bis die Kräfte sich verschrein,  
Und da soll ein Grab voll Raube  
Milder als dein Herze sein.  
u. s. w.

An seine Magdalis.

2. Des Monden Antlitz steht die Fluten  
Der stummen Wehmut kläglich an;  
Die Geister wollen mir verbluten,  
Weil ich mein Kind nicht sprechen kann.  
Ich denke der vergangenen Zeit,  
Von der mich die Verschwendung reut.

Als er der Phyllis einen Ring mit einem  
Todtenkopfe überreichte.

1. Erschrick nicht vor dem Liebeszeichen,  
Es trägt unser künftig Bild,  
Vor dem nur die allein erblicken,  
Bei welchen die Vernunft nichts gilt.  
Wie schießt sich aber Eis und Flammen?  
Wie reimt sich Lieb' und Tod zusammen?  
Es schießt und reimt sich gar zu schön,  
Denn beide sind von gleicher Stärke  
Und spielen ihre Wunderwerke  
Mit allen, die auf Erden geh'n.
2. Ich gebe dir dies Pfand zur Lehre:  
Das Gold bedeutet feste Trenn;  
Der Ring, daß uns die Zeit verheere,  
Die Täubchen, wie vergnügt man sei.  
Der Kopf erinnert dich des Lebens,  
Im Grab ist aller Wunsch vergebens,  
Drum lieb' und lebe, weil man kann,  
Wer weiß, wie bald wir wandern müssen!  
Das Leben steckt in treuen Küssen,  
Ach, fang den Augenblick noch an!

An Phyllis.

2. Liebste Seele! laß dich finden!  
Ich spaziere durch die Linden,  
Durch die Thäler, durch den Hain  
In Begleitung süßer Pein.

Ich durchstreiche Strauch und Höhlen,  
Such' in Wäldern weit und nah'  
Die Vertraute meiner Seelen,  
Dennoch ist sie nirgends da.

4. Die ihr alles hört und saget,  
Luft und Forst und Meer durchjaget,  
Echo, Sonne, Mond und Wind,  
Sagt mir doch, wo steckt mein Kind?  
Soll sie schon vergöttert werden,  
Bet' ich sie vielleicht herab;  
Oder ziert sie noch die Erden,  
O, so reis' ich bis ans Grab.

Auf Phyllis.

1. Liebe! Mindre doch die Plagen,  
Denn ich kann sie kaum mehr tragen,  
Und die Kräfte treuer Brust  
Schwinden unter Schmerz und Lust;  
Oder binde mir so lange  
Durch den Schlummer Geist und Sinn,  
Bis ich meinen Schatz umfange,  
Dem ich längst verhehen bin.
2. Jezo lern' ich erst empfinden,  
Was dein heimliches Entzünden  
Bei so schwerer Sklaverei  
Für ein grausam Leiden sei.  
Vormals dacht ich auch im Herzen,  
Ich erkannte deine Macht,  
Aber die' und jene Schmerzen  
Sind fuhrwahr, wie Tag und Nacht.
3. Philindrene war mir günstig,  
Leonore gut und brünstig,  
Und von beiden litt ich viel,  
Jezo nenn' ichs Kinderspiel;  
Philindrenens frühe Leiche  
Lockte mir bei Sarg und Grab,  
Wie der andern falsche Streiche  
Manchen Fluch und Thränen ab.
4. Phyllis läßt mich kaum drei Morgen  
Zwischen Hoffnung, Furcht und Sorgen,  
Und ich schleiche durch den Thau  
Schon vor Armut bleich und grau;  
Garten, Wald, Kamin und Linde,  
Alles macht mich noch betrübt,  
Was mir von dem lieben Kinde  
Ein Erinnerungszeichen giebt.
5. Ist mir doch die Welt zu enge,  
Macht mir doch das Feld Gedränge,  
Und mein mürrisch Angesticht

Nacht dem besten Freunde nicht.

6. Phyllis! Phyllis! Komm doch wieder,  
Sonst verlieren Geist und Nicker  
Das Vermögen und die Kraft,  
Die Dir viel Ergezung schafft;  
Licht und Schatten macht die Farben  
Und Dein Blick mein Wohlergeh'n;  
Muß ich dessen Einfluß darben,  
Kann ich nimmermehr bestehn.

u. s. w.

Auf Phyllis.

1. So wißt einmal, ich bin verliebt,  
Und zwar in so ein Kind,  
Das mir erst Lust zu leben giebt,  
So schwer die Zeiten sind.  
Sein Kuß ist meiner Seelen Kraft  
Und hat an süßer Glut  
Fast aller Schönen Eigenschaft,  
Nur nicht den Wankelmuth.
2. Es schwächt mir weder Geist noch Leib,  
Das denen sonst geschieht,  
Die Amors stiller Zeitvertreib  
Am Narrenseile zieht.  
Es redet mir in Lust und Leid  
So klug als freundlich ein,  
Und läßt mich in der nächsten Zeit  
Des Unsterns Meister sein.

u. s. w.

Als er im Lieben unglücklich war.

3. Mächtig seh' ich tausend Sterne  
In der Ferne,  
Die mein Geist zu Hülfe ruft;  
Alle seh'n mich, alle lachen,

Und nicht einer will noch kann  
Mein Verhängnis besser machen.  
Ach! Wen ruf' ich sonst mehr an!

An Rosetten.

4. Nach dem Hauche Deiner Lippen  
Geht der Sehnsucht schneller Rahn.  
Ist die Lieb' ein Meer voll Klippen,  
Nimm nur mich zum Anker an!

1. Strophe eines geistlichen Abendliedes.

Der Feierabend ist gemacht,  
Die Arbeit schläft, der Traum erwacht;  
Die Sonne führt die Pferde trinken;  
Der Erdkreis wandert zu der Ruh,  
Die Nacht drückt ihm die Augen zu,  
Die schon dem süßen Schläfe winken.

Aus „Abschiedsgedanken bei Gelegenheit  
einiger schweren Leibeszufälle“.

24. Sage, du begriffne Veyer,  
Wem ich dich vermachen darf;  
Tausend wünschen dich in's Feuer,  
Denn du rasselst allzu scharf.  
Soll ich dich nun lodern lassen?  
Nein! Dein niemals fauler Klang  
Rief mich oft ein Herze fassen  
Und verdienet bessern Dank.
25. Soll ich dich dem Phoebus schenken?  
Nein! Du bist ein schlechter Schmuck  
Und, an Helikon zu hengen,  
Noch nicht ausgespielt genug:  
Opitz würde dich beschämen,  
Flemming möchte wiedersteh'n.  
Mag dich doch die Wahrheit nehmen  
Und mit dir hausiren geh'n!

Diesen Strophen, denen eigene Empfindungen und Erlebnisse des Dichters zu Grunde liegen, seien noch wenige Zeilen aus der großen Menge rein äußerlicher Gelegenheitsgedichte hinzugefügt:

Auf das Absterben der Jungfer Johanna  
Magdalena Casparin.

5. Wie wenn ein Dunst Aurorens Strahlen  
Durch unverhofften Nebel bricht;  
Die Felder hören auf zu prahlen,  
Die güldnen Hügel lachen nicht,

Die Wiesen steh'n voll nasser Thränen,  
Die müden Schafe strecken sich,  
Die Nymphen steh'n in Angst und Sehnen,  
Und sehn zwar schön, doch jämmerlich.

6. Von solcher Wirkung ist Dein Scheiden,  
Du kalt' und holdes Schmerzensbild!  
u. s. w.



7. Dort lauft der hoffnungsvolle Knabe  
Aus fromm- und treuer Einfalt zu  
Und meint, als ob Dein Aug' im Grabe  
Nur ihm zum Scherz und Poffen ruh';  
Er rüttelt die erftarrten Glieder  
Und fpielt und drückt die Finger noch  
Und ftreicht die Wangen hin und wieder:  
Ach Schwefterchen erwache doch!

Brunf eines feligen Kindes aus der  
Ewigkeit.

1. Krönt, werte Eltern, meine Leiche  
Mit Myrthen, Rosen und Jafmin,  
Und laßt die schönsten Blumensträuche  
Auf meiner frühen Bahre blühen,  
Nachdem der Engel Siegeswagen  
Mich ins gelobte Land getragen.
2. Laßt Perlen ftatt der Thränen fallen,  
Die Unfchuld braucht fie in mein Kleid.

Das jeelenvollfte Lied, in welchem der Dichter feines verlorenen Jugendglüdes gedenkt:  
„Wo ift die Zeit, die goldne Zeit,  
Wo find die füßen Stunden u. f. w

ift fo bekannt, daß ich daran nur erinnern darf. — — —

Ach hörtet ihr die Lieder fchallen,  
Woran fich jetzt mein Ohr erfreut!  
Ihr würdet u. f. w.

Auf ein Geburtsfeft.

4. Wie der Sonne frühes Blühen,  
Wenn der Tau das Erdreich küßt,  
Auf den halbgebrochnen Spigen  
Junger Rosenknöpfe fpielt,  
Alfo fpielt auf Stirn und Wangen  
Eine blumenreiche Pracht u. f. w.

Aus einem Hochzeitsgedichte.

8. Herr der Liebe wie der Tage,  
Der Du trenneft und vermählft  
Und des Ehftands Luft und Plage  
Im Verborgnen wiegft und zählft,  
Mische diefe reinen Flammen  
Durch des Geiftes Kraft zufammen.

Das harte und ungerechte Urteil, das Gervinus über den Dichter folcher Verie gefällt hat, ift fchon mehrfach zurückgewiefen; erwägen wir ihm gegenüber vor Allem die bedeutungsvollen Umftände, die eine mildere Beurteilung feiner Perfon fordern: „Untauglich“ d. h. nicht ftark genug war Günther allerdings, den großen Gefahren zu entgehen, die ihn bedrohten: Ohne die Mitgabe der Erziehung eines wohlhabenden und ehrenfeften Elternhaufes (feine armen Eltern hat Günther fchon als Knabe verlassen müffen), ohne den dauernden Halt einer von den Eltern ererbten gefellfchaftlichen Stellung, voll leidenschaftlicher und reizbarfter Empfänglichkeit für den Genuß des Lebens, den ihm feine beftechende äußere Erſcheinung und die natürliche Liebenswürdigkeit feines Betragens nur zu fehr erleichterten, durch die ganze Anlage feiner Natur den Einflüffen ftudentifcher Rohheit und Wüftheit ohne Gegenwehr ausgefetzt, verlor er feine körperliche Gefundheit und feinen fittlichen Halt. Ein Hafen, in den das lecke Schiff hätte einlaufen können, fand fich nicht; es ging unter. — Wer wäre folchen Gefahren gegenüber, von denen vielleicht die fchwerften der reichen Beanlagung feiner Natur entſprangen, wohl „tauglich“ gewesen? Was aus Goethe geworden wäre, wenn der ſchiffbrüchige Leipziger Student nicht hinter den Mauern des behägigen Frankfurter Partrizierhaufes Schutz und Pflege einer folchen Mutter gefunden hätte, wiffen wir auch nicht; wurde doch auch feine kraftvoller Wille, feine Neigungen zu beherrfchen, König über fich felbft zu werden, aus dem alles fließt, was ihn über Günther erhebt, erft aus diefem Schiffbruch geboren! — Nun hätte Günther freilich auch Hofpoet bei dem König von Polen und Kurfürft von Sachfen werden können und hat durch feine Betragen diefe Stellung verſcherzt. — Ganz abgesehen von der nicht widerlegten Nachricht, daß er durch die elendefte Kabale um diefe Stellung gebracht ift, gab es eine Hofpoetenftelle, die eine durch und durch wahr und warm und leidenschaftlich empfindende Natur wie Günther hätte bekleiden können, damals überhaupt noch nicht. Er wurde nicht wie Göthe 70 Jahre fpäter auf feiner Dachftube von dem Abgefandten eines nach wahrer menfchlicher Bildung dürftenden Prinzen aufgefucht; er durfte feinem Fürften nicht bei der erften Begegnung an der Tafel eines Gaſthofes als der Belehrende dem lernbegierigen Zuhörer entgegentreten. Was unter anderen Umftänden aus ihm geworden wäre, ift eine müßige Frage; aber bei der innig verwandten urſprüng-

lichen Anlage Günthers und Goethes und der Gleichheit der daraus entspringenden Gefahren liegt in dem jähen Gegensatz zwischen den Umständen, die beider Leben begleiteten, Grund genug, Günther gegen eine Verurteilung seines Charakters zu schützen. Wieviel die Person angehende Umstände Goethes Entwicklung förderten, so viele hemmten die Entwicklung Günthers; vor allem kam er zu früh für den Zustand unserer Litteratur und Sprache, für die Empfänglichkeit des Publikums, für die Form der Gesellschaft. Seine Schwächen aufzudecken, ist Aufgabe litterar-historischer Forschung; ob die größere Schuld ihm oder den unglückseligen Gestirnen zuzuschreiben ist, kann sie nicht entscheiden. — Was Gervinus' Urtheil über Günthers Dichtung betrifft, so geht uns nur die der Wahrheit gerade entgegengesetzte Behauptung an, daß Günther aus seiner Zerrüttung das wenige Leidenschaft geschöpft habe, was die Poesie erzeuhen muß und auch bei den meisten Lesern eben das Glück macht, was nur die ächteste Poesie machen könnte. Die Poesie, die Günther aus seiner „Zerrüttung“ geschöpft hat, ist hie und da noch von erschütternder Kraft, wie die Anekdote an seine Leber:

Mag dich doch die Wahrheit nehmen  
Und mit dir hausiren gehn!

und von ergreifender Innigkeit, wie jenes bekannte:

Wo ist die Zeit, die goldne Zeit,  
Wo sind die süßen Stunden u. s. w.

Zum größten Theil aber hört gerade sie sehr naturgemäß auf, Poesie zu sein, weil der Dichter derjenigen Geistesfreiheit, die zu poetischer Verklärung der Empfindung gehört, und die er auch in seinen glücklicheren Jahren nicht genug besessen, im Abgrunde der Not und Verzweiflung gänzlich entbehrte. Danach wird niemand Günther als Dichter beurtheilen wollen. Nicht das wenige Leidenschaft, das er aus seiner Zerrüttung geschöpft hat, erzeuht ihm die Poesie, sondern die ungebändigte Fülle der Leidenschaft, die ihn zerrüttet hat, hat seine Poesie geschaffen und ihre Entwicklung gehemmt. Unter den „meisten Lesern“ endlich, bei denen Günthers Poesie unverdient Glück gemacht haben soll, steht Goethe obenan, der durch sein Urtheil Günthers grandioses Selbstbewußtsein bestätigt hat, dessen Aeußerungen daher den Platz am Schlusse verdienen:

Mein Name dringt durch Sturm und Wetter  
Der Ewigkeit ins Heiligthum.  
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,  
Es gilt mir alles einerlei,  
Wen wahre Lieb' und Weisheit adeln,  
Der ist allein vom Sterben frei.

Mit Rosen schmück' ich Haupt und Haare,  
Die Rosen tauch' ich in den Wein

Die Rose zieret meine Flöten  
Und krönt mich mächtigen Poeten.